

„Eine zunehmend wichtigere Stimme“

BZ-INTERVIEW: Claudia Spahn und Bernhard Richter vom Zentrum für Musikermedizin an der Freiburger Universitätsklinik

Alle reden über die Sportmedizin – wenn auch derzeit sehr kontrovers. Dass sich seit einem Jahr in Freiburg ein Institut für Musikermedizin etabliert hat, in dem Forschung, Lehre und Behandlung vereint sind, ist weniger bekannt. Obwohl die beiden Leiter von Institut und Zentrum, Claudia Spahn und Bernhard Richter, das erste Jahr gegenüber Alexander Dick positiv bilanzieren. Heute bezieht das Musikermedizin-Zentrum offiziell neue Räume.

BZ: Es heißt, Bedarf und Nachfrage bei den Musikern, aber auch im Medizinsystem steigen stark an. Deutschlandweit?

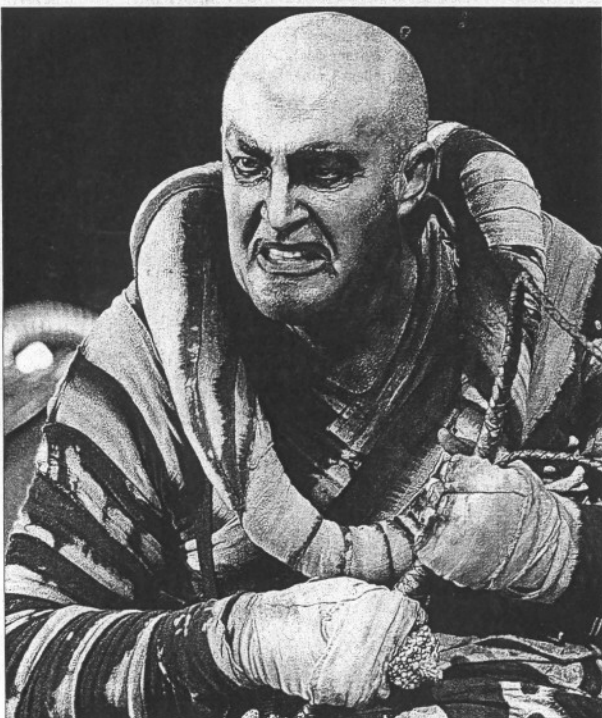
Bernhard Richter: Unterschiedlich. Bei Spezialproblemen im Bereich Stimme oder von Instrumentalisten ist die Nachfrage überregional. Es gibt großes regionales Interesse sowie eine relativ hohe Nachfrage von Leuten, die umfassend diagnostiziert und beraten werden wollen.

BZ: Stoßen die Anliegen von Musikern bei Ärzten im Allgemeinen auf entsprechende Sensibilität?

Claudia Spahn: Man kann nicht verlangen, dass jeder Arzt die spezifischen Probleme von Musikern erfassen kann. Die Kollegen sind aber sehr interessiert an unserer Arbeit und überweisen ihre Patienten an uns.

Richter: Man muss sagen, dass wir mittlerweile sehr häufig Anfragen von Kollegen bekommen, natürlich auch bei Fortbildungen und Vorträgen.

BZ: Nun ist die Musikermedizin eine relativ junge Fachrichtung, etwa im Vergleich



Ein Sänger – bis zur Faser in Aktion: Alberich (Andrew Shore) in Richard Wagners „Rheingold“ bei den Bayreuther Festspielen 2006

FOTO: DPA

gleich zum Sport scheinen die Überkonzepte jedoch bisher weniger aus den psychophysiologischen Grundlagen abgeleitet. Daran besteht ein zunehmendes Interesse bei Musikern. Was die Behandlung von Musikern betrifft, war lange zu beobachten, dass Musiker sich nicht getraut haben, ihre gesundheitlichen Probleme zuzugeben. Natürlich ist die Individualisierung in der Musik eine höhere, sodass es als Eigenversagen gilt, wenn was nicht klappt. Deshalb helfen prominente Musiker wie Gidon Kremer sehr, wenn sie ihre alltäglichen Erfahrungen schildern und damit auch Probleme enttabuisieren. So etwas gibt es noch nicht so lange.

Richter: Im Sport spielt der Kadergedanke eine große Rolle. Eine Optimierung der Ausbildung findet nicht nur an der Spitze, sondern auch in der Breite statt. Es gibt hier Gemeinsamkeiten zwischen Musik und Sport: Beide sind primär förderlich für die Gesundheit. Vielleicht schaut die Musik deshalb mehr auf die Erkenntnisse aus dem Sport, weil sie gesellschaftlich aktuell eher ins Hintertreffen gerät. Wenn im Schulunterricht die tägliche Sportstunde verankert wird, muss man fragen: Wo ist die tägliche Musikstunde? Denn der spielende Mensch ist ein Wert an sich in unserer Kultur. Wir sollten wieder mehr zum antiken Leitsatz „mens sana in corpore sana“ zurückkommen. Andererseits kommt das Thema

„Wert der Musik“ wieder verstärkt in die Öffentlichkeit. Das spüren wir in unserer Arbeit. Wenn Musikern selbst die gesunde Entwicklung fördert, so stellt sich für die professionelle Musik Ausübenden aber die Frage: Wie bleibt man gesund? Diese Bandbreite von Gesundheitsförderung durch Musizieren und Gesunderhaltung beim Musizieren haben Musikermedizin und Sportmedizin gemeinsam.

BZ: Die Sportmedizin ist gegenwärtig in der Debatte, weil sie offenbar nicht nur zur Gesundheit beiträgt. Stichwort Doping – gibt es das in der Musik auch?

Spahn: Es gab in der Tat eine Debatte in den USA zum Thema Betablocker bei Lampenfieber. Allerdings ist die Wirkung von Betabolckern bei Lampenfieber nicht eindeutig positiv. Doping ist in der Musik insofern kein Thema, als es keine Substanzen gibt, die sich auf die Leistungssteigerung so effektiv auswirken wie im Sport. Für mich sind Betablocker nur sinnvoll in der Therapie von Aufführungsangst, die im Unterschied zum Lampenfieber behandlungsbedürftig ist. Dort können Betablocker phasenweise gezielt eingesetzt werden, um die Künstler wieder auf ein positives Schiene zu bringen, aber nicht als Dauerlösung.

Richter: Wenn erkrankte Musiker Medikamente bekommen, um eine bestimmte Leistung bringen zu können, ist das mehr unterm Aspekt der Behandlung zu sehen.

Aber um die positive Wirkung der Sportmedizin hervorzuheben – deswegen ist sie uns Vorbild: Durch deren Arbeit steht die Sinnhaftigkeit des Sports außer Frage. Jeder weiß, man sollte sich mehr bewegen, das ist gesund. Es gibt aber kaum jemanden, der sagt, ich sollte für meine Gesundheit etwas tun und mehr singen.

Spahn: Auch in unserer Arbeit ist die körperliche Fitness natürlich einer der hauptpräventiven Ansätze. Viele der häufig auftretenden Probleme wie Rücken- und Nackenschmerzen können durch Ausgleichssport aufgefangen werden.

BZ: Welche anderen Perspektiven für die Musikermedizin sehen Sie?

Richter: Vor allem in der zwischenmenschlichen Kommunikation. Und dies in der Breite, also von den Laienmusikern bis zu den Profis. Eine wichtige Perspektive im Stimmbereich liegt über die Musik hinaus bei den Sprechberufen, speziell bei den Lehrern. Und schließlich ist uns die gesellschaftliche Wirkung wichtig: Aktives Musizieren hat eine starke gesellschaftliche Relevanz, ähnlich dem Sport. Aber dem dürfen wir nicht allein das Feld überlassen. Im alten Griechenland gab es in Olympia parallel zu den Sportwettkämpfen auch immer Musenwettkämpfe – zu diesen alten Erkenntnissen müssen wir wieder zurückfinden. Im Konzert der musikalisch Aktiven ist die Musikermedizin eine zunehmend wichtigere Stimme, der hier auch Gehör geschenkt wird.

Spahn: Wir erhoffen uns, dass immer mehr Musikhochschulen in Deutschland sich dieses Faches annehmen; die Tendenz geht ganz deutlich dorthin. Wichtig erscheint uns auch, Prävention und Gesundheitsförderung in die Musikschulen hineinzutragen, um diesen Gedanken schon bei unseren Kindern und Jugendlichen zu verankern. Nicht zuletzt sehen wir die Musikermedizin auch als eine Chance, der Musik wieder einen Platz in der ärztlichen Ausbildung zu geben.



Claudia Spahn

FOTO: GÖCKE

zur Sportmedizin. Woran liegt das?

Spahn: Darüber kann man nur spekulieren: Bei der Musik steht das Künstlerische Ästhetische im Vordergrund, und vielleicht ist es für manchen Künstler eine „Entzauberung“ der Musik, wenn er sich so wie im Sport mit den konkreten, „bala-nalen“ Vorgängen der Musikerzeugung beschäftigt. Das ist aber nicht die Intention der Musikermedizin. Ziel der Musikermedizin ist es, den Musikern zu helfen die komplexen Lernvorgänge beim Singen und Instrumentalspiel auf Grundlage der neuesten medizinischen Erkenntnisse besser zu verstehen und zu optimieren. Dabei nimmt das Üben gerade bei Musikern ja großen Raum ein, im Ver-



Bernhard Richter

FOTO: GÖCKE

– Heute, 16.30 bis 18.30 Uhr, und am 30. Juni (Tag der offenen Tür des Universitätsklinikums) ist Gelegenheit, die neuen Räume des Zentrums für Musikermedizin (FIM) am Universitätsklinikum in der Breisacher Straße 60 (Haus 1) zu besichtigen. www.mh-freiburg.de/fim.